

1. ‚Die Poesie in der Philosophie‘: Schellings akademische *Methodenlehre*

Die Universität Jena erlebte im Sommersemester 1802 einen weiteren Höhepunkt philosophischer Rhetorik. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der nach dem Weggang Fichtes aus Jena als führender Kopf des deutschen Idealismus gilt, hält seine *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums*. Darin verdammt er die bisher an den Universitäten übliche rein historische Wissensvermittlung und verlangt nun die generelle Einführung jener neuen ‚genetischen Lehrart‘, die Fichte ursprünglich für seine Transzendentalphilosophie erfunden hatte. Mit seiner Bestimmung des Gelehrten als eines wissenschaftlichen Genies setzt Schellings neues universelles Denken, das eher einem poetischen als einem moralischen Grundinteresse folgt, einen anderen Akzent als der praktische Idealismus Fichtes. Seine provokative Betonung des Genialen auch im Bereich der Wissenschaften gibt ihm dabei die Gelegenheit, die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Lehrbarkeit neu zu bestimmen.

a) Die Krise der Universität und die neue universelle Gelehrsamkeit

Schellings Vorlesungen leben noch ganz aus der Anfangsbegeisterung einer sogleich mit ihrem Auftreten siegreichen Philosophie. Die Jenenser Idealisten waren sich durchaus bewusst, dass das von Kant und Fichte ausgegangene neue philosophische Paradigma inzwischen zu einem ‚großen Phänomen des Zeitalters‘¹ geworden war. Der junge deutsche Idealismus gewinnt in der Sicht der schlegelschen Selbstbeschreibung den Charakter einer geradezu unwiderstehlichen mythischen Macht, die eine neue Epoche der Wissenschafts- und Menschheitsgeschichte aus dem Nichts entstehen lässt.

{{ Seite 135 }}

¹ *Athenaeum. Eine Zeitschrift*, hrsg. v. A. W. Schlegel / F. Schlegel, Bd. III, Erstes und zweites Stück, Berlin 1800, Repr. Darmstadt 1983, 97.

Dieser ist auf eben die Weise gleichsam wie aus dem Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt konstituiert, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wissenschaften und alle Künste wird die große Revolution ergreifen.²

Schelling nimmt gleich in seiner ersten Vorlesung seiner neuen *Methodenlehre* diesen Topos der idealistischen Zeitenwende auf. Seine Ausführungen bewegen sich im Rahmen seiner neuen Identitätsphilosophie, die bisher nebeneinander herlaufende Linien seiner bisherigen Natur- und Transzendentalphilosophie vereinigt, und stehen unter dem idealistischen Leitmotiv des *hen kai pan*. Sie werden getragen durch das emphatische Selbstbewusstsein eines zukunftssträchtigen universellen Denkstils. Dem kulturevolutionären Selbstverständnis des Jenenser Idealismus liegen geschichtliche Dekadenz- oder Katastrophentheorien fern. Gegen die vermeintlichen Zersetzungstendenzen der künstlichen Verstandeskultur europäischer Aufklärung soll nun der spinozistisch-neuplatonischen Vernunft Einsicht in die All-Einheit wieder Geltung verschafft werden.

Wider die Alleinherrschaft der hemmenden, trennenden und zerteilenden Kraft einseitig rasonierender und reflektierender Rationalität vertritt Schellings Identitätsphilosophie die vermittelnde, ergänzende und wiedervereinigende Macht intuitiver und intellektueller Spiritualität. Deren geschichtlicher Sieg wird in femininer Metaphorik veranschaulicht als ‚Geburt einer neuen Welt‘. Schellings philosophische Rhetorik deutet die Zeichen der Zeit als Indizien der schon entstehenden neuen Welteinheit. Die Gegenwart wird geschildert als ein produktiver Vereinigungsprozess, der mit naturhafter Notwendigkeit objektiv die neue kulturelle Identität und intersubjektiv eine neue geistige Sensibilität entstehen lässt. Mit seiner Forderung nach einem „lebendigen Zusammenhang aller Wissenschaften“ (*SW V*, 213) sieht sich Schelling im Einklang mit dem Zeitgeist:

Vielleicht aber war diese Forderung nie dringender als zu der gegenwärtigen Zeit, wo sich alles in Wissenschaft und Kunst gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint, auch das scheinbar Entlegenste in ihrem Gebiet sich berührt, jede Erschütterung, die im Centrum oder der Nähe desselben geschieht, schneller und gleichsam unmittelbarer auch in die Theile sich fortleitet, und ein neues Organ der Anschauung allgemeiner und fast für alle Gegenstände sich bildet (*ebd.*).

{{ Seite 136 }}

² *A. a. O.*, 97.

Der Naturphilosoph Schelling sieht hier den kulturellen Paradigmenwechsel in Bildern natürlicher Evolution und die Bildung einer neuen Epoche als Entwicklungsmoment des geschichtlichen Gesamtorganismus. Unabweisbar stellt sich die Frage nach der persönlichen Beteiligung an diesem geschichtsmächtigen Vereinigungs- und Erneuerungsprozess. Schelling stellt seine Hörer vor die Alternative, die Chance zum *kairos* des geschichtsprägenden Mithandelns zu ergreifen oder selbst „unfehlbar in die Nichtigkeit“ (*ebd.*) geworfen zu werden. Das erfolgreiche äußere Eingreifen setzt aber, so fährt Schelling fort, eine innere Wandlung voraus. Schelling verlangt der wissenschaftlichen Avantgarde die persönliche Ergriffenheit durch die neue holistische Spiritualität ab und die Bereitschaft, sich mit ihrer gesamten Kraft für die anstehende geistige Revolution einzusetzen.

Die schellingsche *Methodenlehre* fordert eine vollständige Reorganisation und Neuorientierung des in die Krise geratenen universitären Wissens. Schelling weist dabei auf in seinen Augen katastrophale Studienmissstände hin. Das bisher weitgehend unmethodisch und zusammenhanglos geführte Studium endet in der Regel durchweg enttäuschend. Schelling schildert in maritimer Allegorie die typische Situation des Studienanfängers als die „eines Chaos, in dem er noch nichts unterscheidet, oder eines weiten Oceans, auf den er sich ohne Compaß und Leitstern versetzt sieht“ (*SW V*, 211). Infolgedessen resignieren viele Studenten schon am Anfang und lernen innerlich desinteressiert nur noch mechanisch für ihre äußerliche berufliche Existenzsicherung. Bei den besser Motivierten setzt die Enttäuschung erst nach einem langen Studium ohne innere Orientierung ein. Nachdem ‚sie sich regel- und ordnungslos allen möglichen Studien‘ hingegeben haben, bedauern sie am Ende ihren unkonzentrierten Studienverlauf, der zu keinem wirklichen Ergebnis geführt hat.

Als Resultat steht für Schelling fest: Das gewöhnliche Universitätsstudium erreicht das Gegenteil seiner Absicht. Die enttäuschte Erwartung eines studienimmanenten Bildungssinnes schlägt um in allgemeinen Wissenschaftshass. Ein weiteres Argument gegen das bisher unmethodische Studium bezieht Schelling aus der Gefahr der Verstümmelung ganzheitlicher Bildung durch eine einseitige Fachbildung.

Es geschieht aber, wie die meisten Beispiele zeigen, nur zu häufig, daß über der bestimmten Beschäftigung die allgemeine der universellen Ausbildung, über dem Bestreben, ein vorzüglicher Rechtsgelehrter oder Arzt zu werden, die weit höhere Bestimmung des Gelehrten überhaupt, des durch Wissenschaft veredelten Geistes vergessen wird (*SW V*, 212).

An dieser Stelle wird deutlich, warum ‚Methode‘ bei Schelling nicht auf ein formales Verfahren reduziert werden kann. Ihre Aufhebung fachwissenschaftlicher Isolation und Bildungseinseitigkeit zielt auf die Realisation universeller Gelehrsamkeit. Als Enzyklopädie der Wissenschaften muss sie auch einen inhaltlichen Einblick ins Wissenschaftsuniversum geben, „um sie (die Fachwissenschaft) nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken“ (*SW V*, 213). Dieses Zitat lässt den für die Bildungskonzeption Schellings konstitutiven Freiheitsbegriff sichtbar werden. Freiheit im Kontext der Identitätsphilosophie bedeutet nicht nur Autonomie, sondern zugleich auch Holonomie: Die Selbstverortung im Ganzen des Universums ermöglicht erst vernünftige Selbstbestimmung.

Der enzyklopädische Zug der akademischen *Methodenlehre* sichert ferner dem Philosophen einen gewissen Vorrang bei der Gesamtorganisation des Universitätsstudiums. Denn das „Streben ... auf die Totalität der Erkenntniß“ und die „Anschauung eines organischen Ganzen der Wissenschaft“ (*SW V*, 214) ist die eigentümliche Angelegenheit der Philosophie. Der Philosoph ist somit zwar ein wichtiger Faktor universeller Bildung, aber nicht der einzige. Der zweite ist die durch das Autonomiemotiv geforderte Selbstbildung des Studenten. Problematisch könnte dagegen drittens Schellings Annahme eines „bessern Genius, der sicher leitet“ (*ebd.*), sein. Anders als Kant vertritt Schelling die Notwendigkeit des Genialen in der Wissenschaft.³ Diese Instanz, die das individuelle Selbstbewusstsein transzendiert, wird aber aus dem Holonomiemotiv verständlich, das das universelle Denken der schellingschen *Methodenlehre* durchzieht. Der besagte Genius ist die Potenz intuitiver Vernunft Einsicht, die den intellektuellen Einheitsgesichtspunkt eröffnet, von dem her gesehen sich die Vielheit empirischer Gegebenheiten zum organischen Zusammenhang eines Systems zusammenfügen lässt. Systematische Wissenschaft ist nur unter der Voraussetzung dieses syneidetischen Vermögens intellektueller Zusammenfassung rationaler Einzelperspektiven möglich. Denn für Schelling steht fest: „Jeder Gedanke, der nicht in diesem Geiste der Ein- und Allheit gedacht ist, ist in sich selbst leer und verwerflich“ (*SW V*, 217).

{{ Seite 138 }}

³ Kant räumt zwar die Unterscheidung von Genie und Gelehrsamkeit ein, betont aber, dass selbst intuitiv gewonnene Erfindungen im Wissenschaftsbereich nicht genial zu nennen sind, „weil eben das auch hätte *können* gelernt werden, also doch auf dem natürlichen Wege des Forschens und Nachdenkens nach Regeln liegt, und von dem, was durch Fleiß mittelst der Nachahmung erworben werden kann, nicht spezifisch unterschieden ist“ (*AA V*, 308).

Die Gegner des durch den Philosophen, den Studierenden und den Genius initiierten Bildungsprozesses ortet Schelling in den hemmenden staatlichen, gesellschaftlichen und inneruniversitären Instanzen. Die bürgerliche Gesellschaft, die „uns großenteils eine entschiedene Disharmonie der Idee und der Wirklichkeit zeigt“ (*SW* V, 235), bedroht die allein der Wissenschaftsidee verpflichtete Autonomie der Universität. Der herrschende Utilitarismus der sie umgebenden sozialen Umwelt gefährdet durch seine instrumentalisierenden Eingriffe die Selbstständigkeit der akademischen Lebenswelt. Innerlich verdorben wird die Universität ferner durch einen Teil ihres eigenen Personals. Es sind die so genannten ‚Brodgelehrten‘, die für ihre persönlichen ökonomischen Zwecke Wissenschaft instrumentalisieren und ausbeuten. Von dieser Seite der Institutionenkritik tritt Schellings *Methodenlehre* als ein frühes idealistisches Programm zur radikalen Reform der deutschen Universität auf.⁴

Schellings *Methodenlehre* exponiert insgesamt einen neuen Methodensinn, der an die griechische Ursprungsbedeutung von *methodos* erinnert: Die akademische *Methodenlehre* soll im Durchgang durch das Universum der Wissenschaften universelle Gelehrsamkeit ermöglichen. Diese Grundintention fächert sich allerdings in eine Vielzahl komplementärer Teilaspekte auf. Die akademische *Methodenlehre* soll den Kreis der Wissenschaften im ganzen Umfang erschließen: die reinen Vernunftwissenschaften Philosophie und Mathematik, die positiven Wissenschaften Theologie, Historie, Naturwissenschaften, deren Ableger Jurisprudenz und Medizin und schließlich die Kunst als objektives Gegenbild zur Philosophie. Dieser umfassende Bildungsweg wird – so hofft Schelling – das wissenschaftliche Bewusstsein von seiner üblichen Einseitigkeit und Perspektivverkürzung befreien und den Wissenschaftler aus der Bewusstseinsenge seines Spezialistentums befreien. Der Philosoph wird auf diesem Weg zu einer universellen Bildung zwar zum wichtigen Wegführer und Mentor durch die anfangs noch chaotisch wirkende Wissenschaftswelt, insgesamt kann er aber nur den Anstoß für das erstrebte neue universelle Denken geben, das jeweils nur in eigener Person vollzogen werden kann und das ohne das geniale Moment intuitiver Zusammenschau nicht möglich ist. Die neue Wissenschaftspraxis, die sich an der ganz-

{{ Seite 139 }}

⁴ Schellings *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* besitzen in Hinsicht auf die späteren idealistischen Reformprogramme von Fichte, Schleiermacher und Humboldt einen urstiftenden geschichtlichen Charakter.

heitlichen Erkenntnis des Universums ausrichtet, soll schließlich insgesamt durch ihre Interdisziplinarität der modernen fachwissenschaftlichen Zergliederung des Wissens entgegenwirken und die in der Moderne verlorene Einheit des universitären Wissens wiederbringen. Die derart von ihren modernen Deformationen befreite Universität hätte außerdem eine politische Vorbildfunktion für die Gesamtgesellschaft in der geschichtlichen Umbruchsituation.

b) Die Wiederentdeckung der Genialität in den Wissenschaften

Schon Schellings *Methodenlehre* von 1802 vertritt den später so erfolgreichen Gedanken der strikten Einheit von Forschung und Lehre. Studium und Lehre vollziehen sich nicht nur als nachträgliche Mitteilung schon vorher bereitgestellter Wissensbestände, sondern bilden Momente des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses selbst. Dabei entspringt der zentrale Gedanke der Einheit von Forschung und Lehre letztlich dem für den Idealismus typischen genetischen Denkstil. Schelling opponiert damit dem Geist des historischen Wissens, der zu seiner Zeit die akademische Landschaft beherrscht.

In Schellings Augen ist die bloß historische Vermitteltheit überhaupt typisch für die Welt der so genannten Neuzeit. Die Moderne erscheint ihm im Unterschied zur jugendlichen Unmittelbarkeit und Erfindungskraft der Antike geradezu als *puer senex*.⁵ In Anspielung an eine *Timaios*-Stelle hebt er diesen Kontrast hervor:⁶ „und wenn die Griechen, wie ein ägyptischer Priester zu Solon sagte, ewig jung waren, so war die moderne Welt dagegen in ihrer Jugend schon alt und erfahren“ (*SW* V, 226).

Dieses Epochenschicksal frühzeitiger Vergreisung hat nach Schelling auch die gesamte Wissenschaftsorganisation der Universitäten erfasst, die auf eine einseitige Förderung historischer Gelehrsamkeit abzielt. Schon vor dem Historismus des 19. Jahrhunderts kritisiert er die historisierende Verfallsform neuzeitlicher Wissenschaft, die sich von ihren antiken Anfängen und Ursprüngen weit entfernt hat. Erstens bedeutet ‚Wissen‘ in Übereinstimmung mit der Etymologie ein ‚Sehen‘ im Sinne selbsteigener Einsicht. Durch die historische Überlieferung verblasst diese ursprüngliche Einsicht zum Abbild. Die

{{ Seite 140 }}

⁵ Zum Topos *puer senex* siehe E. R. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, Bern/München¹⁰1984, 108–112.

⁶ Platon, *Tim.*, 22b.

Form der Vermittlung hebt die Unmittelbarkeit auf und depotenziert den transportierten Inhalt. Platonisch formuliert Schelling den misslichen Tatbestand eines „Abtrennen(s) des Wissens von seinem Urbild durch historische Gelehrsamkeit“ (*SW V*, 227). Die historische Gelehrsamkeit degradiert zweitens das Wissen zu einem vorhandenen Bestand. Es wird somit verfügbar als Gegenstand wissenschaftlicher Besitzergreifung, die seine innere organische Einheit willkürlich zerstört. Diese vergegenständlichende Vernichtung der organischen Einheit des Wissens veranschaulicht der Naturphilosoph Schelling in einer Allegorie der Zerstörung des Wissenschaftsbaumes: „daß man das Wissen so weit wie möglich in verschiedene Zweige zerspaltet und den lebendigen organischen Bau des Ganzen bis ins Kleinste zerfasert hat“ (*ebd.*).

Drittens kritisiert Schelling, „daß über den Mitteln und Anstalten zum Wissen das *Wissen selbst* so gut wie verloren gegangen ist“ (*ebd.*). Die bekannten, durch den Instrumentalismus hervorgerufenen Missstände der Verselbstständigung der Apparate und Verwaltungen sind in seinen Augen Konsequenzen des uneigentlichen Wissenschaftsstils historischer Gelehrsamkeit.

Im Gegensatz zur üblichen, bloß historischen Überlieferung steht die Fähigkeit kongenialer Nacherfindung. Der genetische Denkstil geht davon aus, „daß ihr innerster Geist nur durch homogenes Genie, durch wirkliches Nacherfinden gefaßt werden kann. Jemand, der bloß überliefert, wird also in vielen Fällen in manchen Wissenschaften durchaus falsch überliefert“ (*SW V*, 233).

Geniale Erfindung und kongeniale Nacherfindung meinen allerdings keine rationalen Projektionen subjektiver Willkür, sondern bestimmen sich bei Schelling aus Begriffszusammenhängen traditioneller Rhetorik und Poetik, die sich z. T. auch in Kants Genie-Konzeption nachweisen lassen:⁷ Das Genie (*ingenium*) ist demnach ein kulturell nicht erwerbbares Vermögen, das dem Menschen durch Natur (*natura*) mit seiner Geburt verliehen ist.⁸ Im Gegensatz zum Beurteilungsvermögen (*iudicium*) bereits vorhandener Sachverhalte ist das

{{ Seite 141 }}

⁷ Vgl. *AA V*, 307–320.

⁸ Zur Problematik von *ingenium/inventio* bzw. *ars/natura* s.: H. Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik*, II Bde., München ²1973, 26–39 u. 146–147. Ebenfalls K. Dockhorn, „Die Rhetorik als Quelle des vorromantischen Irrationalismus in der Literatur- und Geistesgeschichte“. Des weiteren H. G. Gadamer, „Rhetorik und Hermeneutik“, in: ders., *Kleine Schriften IV. Variationen*, Tübingen 1977, 148–163.

Ingenium die persongebundene Fähigkeit der Erfindung (*inventio*) des Neuen. Invention meint allerdings nicht völlig voraussetzungslose subjektive Entwurfsfreiheit, sondern das Auffinden und die Entdeckung vorher noch verhüllter Möglichkeiten im Horizont der Natur. Durch das Genie wird die Produktivität der Natur für die menschliche Kultur zugänglich und fruchtbar. Dabei ist sein inventives Handeln eine naturverwandte Tätigkeit der Hervorführung des noch Unentdeckten in die Anwesenheit, die unmethodisch und nicht kontrolliert durch die Regeln kulturell institutionalisierter Kunst (*ars*) vor sich geht. Sie ist Produktion im eigentlichen Sinne, d. h. poetische Tätigkeit und keine technische Herstellung. Für die Lehrbarkeit der Wissenschaft bedeutet dies: Poetische Wissenschaftsproduktion weist als grundsätzlich inartifizielles Verfahren kongenialer Nacherfindung erst einmal alle didaktisch-technischen Regeln von sich ab.

Allerdings bleibt es innerhalb der schellingschen *Methodenlehre* nicht bei diesem, für sie schlechthin negativen Bescheid. Denn Wissenschaft besitzt neben ihrer genialen Seite auch eine artifizielle, die auf regelgeleitetes Unterrichten und Lernen gerichtet ist. Nicht hinsichtlich ihrer Inhalte, aber hinsichtlich ihrer Form zeigt sie sich nämlich durchaus kunstbedingt. Und hier kommt methodisches Lehren und Lernen zu seinem Recht. Denn es gilt: „Alle Kunst aber hat eine Seite, von der sie durch Lernen erworben wird“ (*SW V*, 241). Schelling knüpft hier an die Tradition der *artes liberales* an. Speziell hat er wohl die formalen Disziplinen des Triviums – also Grammatik, Rhetorik und vor allem Dialektik (Logik) – im Blick, deren Beherrschung in der Wissenschaft (*scientia*) selbst schon vorausgesetzt ist. Das Lern- und durch Unterricht Vermittelbare umfasst demnach nicht primär die objektiven Gehalte von Wissenschaft, sondern die formale Fähigkeit (*facultas*) des wissenschaftlichen Subjekts, die durch Regeln (*regulae*) und entsprechende Übung (*exercitatio*) erworben werden muss. „Die Form wird nur durch Uebung vollständig erlangt, und aller wahre Unterricht soll seiner Bestimmung nach mehr auf diese als auf den Stoff gehen, mehr das Organ üben als den Gegenstand überliefern“ (*ebd.*). Das hier einsetzende Problem des geschichtlichen Wandels wissenschaftlicher Formen führt allerdings wieder über den Herrschaftsbereich des Artifizialen hinaus in die Region der produktiven Tätigkeit des Ingeniums. Den geschichtlichen Fortschritt lässt Schelling allegorisch als Mythos des wissenschaftlichen Genies in seiner Wandlungsfähigkeit erscheinen. Die historischen Formvarianten erklären sich „auch nur (als) verschiedene Erscheinungsweisen des sich in ewig neuen Gestalten verjüngenden und wiedergebärenden Genius“ (*ebd.*).

Der eindeutige Vorrang des Genialen vor dem Artifizialen und des Poietischen vor dem Technischen spricht nachdrücklich aus Schellings didaktischem Imperativ: „Lerne nur, um selbst zu schaffen“ (*ebd.*). Die Sinnmitte der schellingschen Theorie der Lehre ist die poietische Potenz selbsteigener Produktivität. Nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Freisetzung ist Lernen erlaubt. Völlig konsequent weist Schelling den Erwerb des Lernbaren – dessen, ‚was zum *Mechanischen* in den Wissenschaften gehört‘ – den Vorbereitungsschulen zu und reserviert die Universität als Raum des produktiven Lehrens und Studierens.

Den anthropologischen Sinn dieser Konzeption erhellt die Aussage: „Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine“ (*ebd.*). Die Universität als Ort produktiven Studierens soll damit zugleich die Bildungsstätte menschlicher Identität sein. Umgekehrt verschuldet sie, wenn sie zur bloßen Lern- und Unterrichtsmaschine degeneriert, inhumane Deformation. Schelling erklärt seinen Begriff der wechselseitigen progressiven Identitätsbildung im Wissenschaftsprozess, die sowohl das Subjekt als auch das Objekt potenziert, am Beispiel einer beliebigen selbstständigen Wissensaneignung. Selbst dieser reproduktive Vollzug kann nicht gelingen ohne eine ‚innere Verwandlung‘. Gemeint ist hier eine doppelte Metamorphose. Einerseits muss das äußerlich vorliegende Wissen aktiv durch das Erkenntnissubjekt aufgenommen und seiner inneren Bewusstseinsform anverwandelt werden. Unter dem genialen Einheitsgesichtspunkt der Idee wird der unorganisierte Wissensstoff stufenweise zum System ausgeformt und gesteigert. Andererseits erfährt das subjektive Bewusstsein durch diese Ausbildung eines objektiven Gehalts selbst eine fortschreitende Bereicherung und Realisation. Diese Durchdringung, Assimilation und Potenzierung in der Subjektivierung des Objektiven und umgekehrt kennzeichnet den produktiven Wissenschaftsprozess. Durch diese poietische Tätigkeit selbst durchlebter und selbst erarbeiteter Wissensaneignung rückt der Wissenschaftler in die Nähe des Künstlers.

Wer nicht mit demselben höheren Antrieb, womit der Künstler aus einer rohen Masse das Bild seiner Seele und der eignen Erfindung hervorruft, es zur vollkommenen Herausarbeitung des Bildes seiner Wissenschaft in allen Zügen und Theilen bis zur vollkommenen Einheit mit dem Urbild gebracht hat, hat sie überhaupt nicht durchdrungen (*ebd.*).

Schellings Auffassung vom wissenschaftlichen Künstlertum und die Verbannung des bloß mechanischen Lernens von der Universität beinhaltet aber keineswegs eine grundsätzliche Methodenfeindlichkeit.

Zwar bleibt die Macht methodischer Technik auf die ‚negative Bedingung‘ von Wissenschaft beschränkt, aber Lernprozesse, die zur Ausbildung formaler Fähigkeiten führen, bilden nicht nur eine notwendige Voraussetzung des akademischen Studiums, sondern gehen als Resultate in die Organisation produktiver Wissenschaftsprozesse selbst mit ein. Die Existenz wissenschaftlicher Genialität ist nur auf der Basis soliden Lernens möglich. Positive und negative *Methodenlehre* gehen hier ein komplementäres Verhältnis ein. Einerseits macht methodische Artifizialität nur Sinn unter der Zwecksetzung produktiven Studierens und andererseits setzt geniale Produktivität im Wissenschaftsbereich die Beherrschung des Methodischen voraus. Schellings *Methodenlehre* nimmt damit eine differenzierte Position jenseits des reinen Rationalismus, der Methode verabsolutiert, sowie seinem Gegenspieler, dem wissenschaftstheoretischen Anarchismus, ein. Vor dem Hintergrund des rhetorischen *ars-natura*-Theorems werden die Wissenschaften als ein jeweils bestimmtes Produkt von genialer Invention und methodischer Konstruktion sichtbar.

c) Die *evidentia*-Rhetorik des genetischen Vortragsstils

In der Topik der Leben-Tod-Polarität betont Schelling den ‚Vorzug der lebendigen Lehrart‘ vor dem gängigen historischen Lehrstil mit seiner ‚geistlos-tödtenden‘ Darstellung. Er fordert damit die Einführung einer neuen Methode akademischer Rede, die er in seinen Ausführungen zur ‚lebendigen‘ Rhetorik des genetischen Lehrvortrags näher bestimmt. Die erfolgreiche Lehre beruht für ihn auf zwei Grundvermögen: erstens der intellektuellen Potenz der Auto- und Hologenese, „das Ganze seiner Wissenschaft sich aus sich selbst zu construieren“, und zweitens der rhetorischen Potenz, „aus innerer, lebendiger Anschauung darzustellen“ (*SW* V, 234). Der genetische Vortrag des Virtuosen, der sich Wissenschaft persönlich zu eigen gemacht hat, verlangt die Fähigkeit, die wissenschaftlichen Gegenstände in jedem Moment neu erzeugen zu können. Diesen Ansprüchen ist der historische Gelehrte, der nach Schelling lediglich fremdes Eigentum und Erfindung überliefert, grundsätzlich nicht gewachsen. Sein Vortrag bleibt deshalb abbildhaft, blass und unpersönlich, erweckt nicht Interesse, sondern Langeweile und verfehlt so das persuasive Ziel des *docere*.

Schellings Alternativ-Entwurf einer neuen Rhetorik der Lehre folgt dagegen der Argumentationslinie: Der akademische Redner kann nur

von dem überzeugen, wovon er selbst persönlich schon überzeugt ist; und er ist innerlich nur von dem überzeugt, was er sich als Ganzes selbst erzeugt und so vergegenwärtigt hat. Die intellektuelle Potenz der eigenständigen und vollständigen Vergegenwärtigung der Gegenstände bildet die Basis rhetorisch-öffentlicher Demonstration. Schelling hat das Verfahren der Konstruktion von Wissenschaft in der intellektuellen Anschauung in seiner Schrift *Über die Construction in der Philosophie* detailliert beschrieben.⁹ Es verlangt u. a. die Fähigkeit, sich aus dem empirischen in einen intellektuellen Anschauungsraum zu versetzen und dort methodisch – wie zum Beispiel der Mathematiker im reinen geometrischen Raum – die entsprechenden Gegenstände zu konstruieren.

Auf dem Boden seiner platonisch inspirierten Identitätsphilosophie entsteht nach Schelling dadurch die intellektuelle Erfindung der Ideenwelt, die keinesfalls nur aus unanschaulichen Begriffen besteht. Wissenschaftliche Gegenstände sind für Schelling primär keine abstrakten Gebilde des reflektierenden Verstandes, sondern anschauliche Realitäten der Vernunft. Vernunft und Einbildungskraft sind innerhalb dieser Konzeption verwandt. Denn Idee ist im Unterschied zum bloßen Begriff das in intellektueller Anschauung sinnlich und sichtbar realisierte Allgemeine, und Vernunft – als Vermögen der Ideen – bestimmt sich als die imaginative Potenz der In-Eins-Bildung des Allgemeinen und Besonderen.¹⁰ Die intellektuelle Fähigkeit des akademischen Redners besteht somit in seiner imaginativen Kraft, in sich die anschauliche Gegenwart der mitzuteilenden Sachverhalte methodisch zu erzeugen.

Der inneren intellektuellen Vision folgt dann die verbale Demonstration des genetischen Vortrags. Seine Rhetorik bestimmt sich aus dem *evidentia*-Prinzip, gemäß dem er „das Ganze der Wissenschaft gleichsam erst vor den Augen des Lehrlings entstehen läßt“ (*SW*

{{ Seite 145 }}

⁹ In der Schrift *Über die Construction in der Philosophie* spielt der Begriff der produktiven Einbildungskraft wieder eine zentrale Rolle: „das Absolute, das an sich uneingeschränkt und schlechthin Eines ist und das Besondere, welches ein Eingeschränktes und nicht Eines, sondern Vieles ist, ein Streit, der aber nur in der Construction der Idee und durch produktive Einbildung gelöst werden kann“ (*SW* V, 135).

¹⁰ Zur symbolischen Funktion der produktiven Einbildungskraft s.: J. Hennigfeld, *Mythos und Poesia. Interpretationen zu Schellings „Philosophie der Kunst“ und „Philosophie der Mythologie“*, Meisenheim am Glan 1973, 71–76.

V, 234). Die verbalen Aktionen zielen damit auf die Übertragung der durch innere Konstruktion gewonnenen evidenten Anschauung in den Vorstellungsraum der Zuhörer. Die äußere rhetorische Genesis vermittelt den Intellekt des Lehrenden mit dem der Studierenden. Dieser Vortragsstil belebt die Zuhörer nicht nur, weil er Evidenz und lebendige Gegenwart der Sachverhalte hervorruft, sondern auch durch seinen genetisch-rekonstruktiven Duktus, der zu selbstständiger Reproduktion anregt. Der genetische Vortrag überzeugt durch seine Nachvollziehbarkeit, der historische dagegen versucht durch Vorstellung bloßer Resultate zu überreden.

Die notwendige Lebendigkeit und anschauliche Plastizität gewinnt der genetische Lehrvortrag ferner durch die Verbindung allgemeiner Theoreme mit konkreten Beispielen. Eine solche exemplarische Realisierung von Theorie kann der historische Gelehrte, der ohne Erfindung (*inventio*) bloß aus dem Gedächtnis (*memoria*) arbeitet, nicht leisten.¹¹ Wieder fehlt ihm produktive Einbildungskraft, um die persönlich überzeugende Synthese von allgemeiner Theorie und konkreten, selbstgefundenen Beispielen leisten zu können. Das Negativ-Ethos persönlicher Unselbstständigkeit und Unproduktivität macht für Schelling den historischen Gelehrten als akademischen Lehrer unmöglich. „Wie oft senden Universitäten aus ihren Schulen solche Brodgelehrte zurück ... Lebendige Wissenschaftlichkeit bildet zur Anschauung; in dieser aber ist das Allgemeine und Besondere immer eins. Der Brodgelehrte dagegen ist anschauungslos“ (*SW* V, 243). Diese starke Akzentuierung der Anschauung und des imaginativen Charakters der Vernunft in der *evidentia*-Rhetorik des genetischen Vortrags könnte allerdings zu dem Missverständnis verleiten, Wissenschaft solle in ein seichtes bildhaftes Assoziationsspiel der bloßen Einbildungskraft aufgelöst werden. Schellings Vorlesungen selbst bezeugen das Gegenteil einer anstrengungslosen Popularphilosophie. Selbst betont er ausdrücklich den durch die strenge Methode philosophischer Konstruktion bedingten Charakter objektiver Notwendigkeit, die der Willkür subjektiver Phantasien und Neigungen keinen Raum lässt. Denn „man muß durch alles, durch das Schwere wie das Leichte, durch das Anziehende wie das minder Anziehende hindurch; die Aufgaben werden hier nicht willkürlich, nach Ideenassociation oder Neigung genommen, sondern mit Nothwendigkeit“ (*SW* V, 240).

{{ Seite 146 }}

¹¹ Wieder formuliert Schelling die Kontroverse von Genialität und Gelehrsamkeit in ursprünglich rhetorischen Kategorien. Gemeint sind die fünf rhetorischen Teilkünste *inventio*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria* und *actio*.

d) Philosophie zwischen intellektueller Anschauung und dialektischer Kunst

Die schellingsche Identitätsphilosophie kritisiert die neuzeitliche Vorherrschaft der Methode und ihrer ideenblinden Verfahrensrationalität und beruft sich erneut auf das geistige Sehen des älteren platonischen Idealismus: „Die Philosophie ist also die Wissenschaft der Ideen oder der ewigen Urbilder der Dinge“ (*SW V*, 255). Damit nimmt sie zugleich Abschied von einer unbegrenzten Methodisierbarkeit und Lern- und Lehrbarkeit der Philosophie. „Man kann den Sinn für Ideen nicht schaffen, wo er nicht ist“ (*SW V*, 268). Aber der philosophischen Lehre bleibt allerdings die Aufgabe, die Vernunftanlage, wo immer sie vorhanden ist, mit allen Mitteln zu fördern. Die Vernunft als produktives Vermögen lässt sich, wo sie ist, nämlich „bilden, erhöhen und ins Unendliche durch sich selbst potenziieren“ oder „läßt sich im Gegenteil auch im Keim ersticken oder wenigstens in der Entwicklung hemmen“ (*ebd.*).

Die systematische Entfaltung der Vernunft in der Philosophie geschieht im Spannungsgefüge von intellektueller Anschauung der Ideen und ihrer begrifflich-dialektischen Aneignung. Die immanente Polarität dieses Prozesses steht unter zwei Grundbedingungen, die Schelling in den folgenden beiden Sätzen prägnant festhält: „Ohne intellektuelle Anschauung keine Philosophie!“ (*SW V*, 255); und: „Ohne dialektische Kunst ist keine wissenschaftliche Philosophie!“ (*SW V*, 267). Nur im Zusammenspiel von intellektueller Intuition und dialektischer Diskursivität realisiert sich die philosophische Wissenschaft. Dabei entfaltet sich ursprünglich eine Vernunfteseinsicht dialektisch zum in sich differenzierten Ganzen des wissenschaftlichen Systems. Dieser Prozess der produktiven rational-diskursiven Vermittlung intellektuell-intuitiver Unmittelbarkeit, diese „Darstellung in intellektueller Anschauung ist philosophische Konstruktion“ (*SW V*, 255). Philosophische Vernunft im eigentlichen und höheren Sinn reduziert sich deshalb nicht auf die Potenz der reinen Anschauung, sondern erweist sich in der Konstruktion des Systems als das Vermögen der In-Eins-Bildung von intellektueller Intuition und dialektischer Rationalität. Schellings poetischer Vernunftbegriff will deshalb in Analogie zur produktiven Einbildungskraft verstanden werden. Ausdrücklich betont Schelling, dass Einbildungskraft und Vernunft „ein und dasselbige sind, nur jene im Idealen, diese im Realen. Mögen diejenigen, denen nichts als ein dürrer und unfruchtbarer Verstand zu Theil geworden ist, sich durch ihre Verwunderung

schadlos halten, daß man zur Philosophie Einbildungskraft fordere“ (*SW V*, 256).

An dieser Stelle wird noch einmal sichtbar, wie sehr Schelling auch im weiteren Fortgang seines Denkens der Überzeugung des *Ältesten Systemprogramms* treu geblieben ist, dass die Philosophie kein bloßes Verstandesprodukt sei, der höchste Akt der Vernunft ein ästhetischer sei und die Poesie wieder ‚Lehrerin der Menschheit‘ werden solle.

Gerade die Philosophie ist demnach von der Seite intellektueller Anschauung eine Angelegenheit nicht erlernbarer wissenschaftlicher Genialität. An der Sphäre der intellektuellen Urstiftung philosophischer Sinngehalte kann der methodischen Form kein rechtmäßiger Anteil zugesprochen werden. Hier herrscht allein die genialische *inventio* der Vernunft. Ebenso falsch wie ein rein artifizielles Philosophieverständnis ist für Schelling aber auch die Gegenbehauptung von ihrer reinen Naturwüchsigkeit. „Wenn gesagt wird, daß Philosophie nicht gelernt werden könne, so ist die Meinung nicht, daß deßwegen nun jeder sie ohne Uebung besitze, und daß man etwa ebenso von Natur philosophiren könne, als man sich von Natur besinnen oder Gedanken verbinden kann“ (*SW V*, 266).

Bloße genialische Vision ist noch kein wissenschaftliches System. Gegen die zeitgenössische Mode, ohne wissenschaftliche Ausbildung ‚eigne Systeme auf die Bahn zu bringen‘, macht Schelling auf die formale Seite von Philosophie aufmerksam. Sorgfältige Ausbildung in den geschichtlichen Formen des Philosophierens beugt unwissenschaftlichem Dilettantismus vor.

Aber auch diese Kunstseite philosophischer Wissenschaft zeigt sich nicht in jeder Hinsicht lern- und lehrbar. Das Methodisierbare betrifft wiederum nur die eine Seite des Dialektischen. Im Unterschied zur bloß reflektierenden Verständigkeit besitzt aber auch die spekulative Dialektik nach Schelling notwendig auch einen genialen Aspekt. Ihr wird nämlich eine für den rasonierenden Verstand unmöglich erscheinende Aufgabe zugemutet. Sie hat „alles als eins darzustellen und in Formen, die ursprünglich dem Reflex angehören, dennoch das Urwissen auszudrücken“ (*SW V*, 267). Die spekulative Dialektik steht somit auch vor der Aufgabe, die rhetorische Differenz zwischen den Ideen und ihren begrifflichen und sprachlichen Darstellungsformen zu bewältigen. Diese produktive Synthese von Unmittelbarkeit und Vermitteltheit, Intuition und Diskursivität verlangt wiederum das poetische Vermögen der In-Eins-Bildung an sich Entgegengesetzter. Als Resultat ergibt sich somit, „daß auch die Dialektik eine Seite hat, von welcher sie nicht *gelernt* werden kann, und daß sie nicht minder,

wie das, was man, der ursprünglichen Bedeutung des Worts gemäß, die Poesie in der Philosophie nennen könnte, auf dem produktiven Vermögen beruht“ (*ebd.*).

e) Das Paradigma poetischer Versöhnung

Die *Methodenlehre* Schellings mit ihrer Rehabilitierung der Genialität sucht insgesamt einen methodologischen Ausweg aus dem reflexionsphilosophischen Bannkreis der Moderne. Schon in seinen *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797) hatte Schelling die zerstörerische Tendenz einseitiger Reflexivität angeklagt. Überreflektiertheit vernichtet – so Schelling die geistige Fähigkeit produktiver Anschauung und kann, ins Extrem getrieben, sogar zur Geisteskrankheit führen.

Die bloße Reflexion also ist eine Geisteskrankheit des Menschen, noch dazu, wo sie sich in Herrschaft über den ganzen Menschen setzt, diejenige, welche sein höheres Daseyn im Keim, sein geistiges Leben ..., in der Wurzel tödtet. Sie ist ein Uebel, das den Menschen selbst ins Leben begleitet und auch für die gemeineren Gegenstände der Betrachtung alle Anschauung in ihm zerstört (*SW II*, 13f.).

Schon in seiner Naturphilosophie vollzieht Schelling eine Metakritik der kritischen Transzendentalphilosophie Kants und Fichtes, die den Weg zum objektiven Idealismus und die intellektuelle Erfahrung der sich im Universum spiegelnden absoluten Identität vorbereitet. Die *Methodenlehre* stellt nun die konsequente Forderung nach einer neuen, in das Universum integrierten Kultur und einer entsprechenden „universell-wissenschaftlichen Bildung“ (*SW V*, 231).

Das universelle Denken der Identitätsphilosophie stellt die schellingsche Variante der Erneuerung der Metaphysik dar, in der sich spinozistisch-neuplatonische Topik mit dem Renaissance-Ideal des *uomo universale* verbindet. Schelling bekennt, dass seine gesamte *Methodenlehre* durch die Idee der absoluten Identität prinzipiert sei: „keine Norm der Ausbildung oder der Aufnahme der Wissenschaft in sich selbst, die ich im Folgenden aufstellen kann, wird aus einem andern Grunde als dieser Einen Idee fließen“ (*SW V*, 217).

Der auf dem Boden der Transzendentalphilosophie entstandene neue metaphysische Identitätsbegriff hat allerdings die Dynamik spannungsreich polarisierter Subjekt-Objektivität in sich aufgenommen. Der Gedanke der substanziellen Einheit wird daher abgelöst durch ein dynamisches Vereinigungsgeschehen, in dem sich zwei

entgegengesetzte Bewegungsrichtungen durchdringen: einerseits die „Verwandlung der Idealität in die Realität“ und andererseits umgekehrt „die Umwandlung der letzten in die erste“ (*SW V*, 219). Identität versteht Schelling als dynamischen Prozess ununterbrochener harmonischer Umwandlung, Rückverwandlung und Durchdringung, durch die die starren Gegensätze von Subjekt und Objekt, Materie und Geist, Wissen und Handeln sich in der Einheit eines Lebenszusammenhangs ineinander auflösen. Diese Lebensbewegung der ständigen In-Eins-Bildung polarer Gegensätze produziert durch Auto- und Hologenese in sich organisch differenziert Ganzheiten, wie zum Beispiel eine Pflanze, den menschlichen Leib, ein Kunstwerk oder ein wissenschaftliches System und schließlich das gesamte makrokosmische Universum. Das Seiende im Ganzen, bis in seine mikrokosmischen Subsysteme, bildet einen poetischen Lebenszusammenhang organischer Einheiten, die durch die imaginative Macht absoluter produktiver Einbildungskraft gestiftet ist. Ihre absolute Identität, die als ‚absolute Weisheit‘ unmittelbar auch ‚absolute Macht‘ ist, spiegelt sich im Universum und seinen inneren Gegenbildern der Natur- und menschlichen Kulturwelt.

Philosophie und Wissenschaft – und hier setzt in Schellings Konzeption das platonische *methexis*-Motiv ein – erstreben die ‚Gemeinschaft‘ und ‚Theilhabe‘ an der absoluten Identität, dessen ‚Bild das sichtbare Universum‘ ist. Die in der Kennzeichnung des Gegensatzes von neuem Universalismus und überreflektierter Aufklärungskultur gebrachte Leben-Tod-Polarität ist nicht nur metaphorisch zu verstehen. Das hybride Übermaß einseitig reflektorischer Rationalität isoliert den Menschen nach Schelling von der Leben spendenden Produktivität des Universums. Mit dem Verlust des Anschlusses an die Evolutionsbewegung der All-Einheit verfällt in seinen Augen die menschliche Kultur in eine Dekadenzcivilisation, für die Mechanismus, Technizismus, Instrumentalismus und vor allem der Verlust produktiver Originalität symptomatisch sind. Schellings *Methodenlehre* dagegen versteht sich selbst als Moment einer kulturrevolutionären Gegenbewegung, die durch wissenschaftliche Revolution den Wiederanschluss menschlicher Kultur an die Evolution des Universums beabsichtigt. Im Bereich der Universität soll die Regeneration durch eine universelle Philosophie vorangetrieben werden, die auf die Wiedererweckung der selbsteigenen geistigen Potenz abzielt. Dabei gelten die organologischen Kategorien der universellen Ontologie – Auto- und Hologenese, Polarität und Potenzierung – auch für die Genese der Wissenschaften. Von daher erklärt sich auch die geforderte

Einschränkung kultureller Artifizialität zugunsten naturverwandter Genialität.

Die Rehabilitierung des Genialen bei Schelling entspringt letztlich keinem ‚romantischen Irrationalismus‘, sondern einer kritischen Methodenreflexion neuzeitlicher Subjektivität, die der Defizite ihres eigenen szientistischen Wissenschaftsverständnisses innewird. Sie erinnert im Anschluss an die antike Theorie des *ingenium* daran, dass ohne die geistige Potenz des schöpferischen Erfindenkönnens auch den modernen Wissenschaften die formalistische Entleerung und Erstarrung droht. Damit verhilft Schelling der intuitiven Vernunftwahrheit gegenüber ihrer reflexiven Gewissheitssicherung, der intellektuellen Sinnstiftung gegenüber der rationalen Rechtfertigung und der Topik gegenüber der Kritik wieder zu ihrem Recht. Ferner nimmt er Abschied von der Vorstellung einer strengen logischen Deduzierbarkeit und allgemeinen Lehr- und Lernbarkeit der Philosophie. Die *evidentia*-Rhetorik des genetischen Denkstils reagiert auf diese Kontingenz des philosophischen Wissens: Sie wahrt durch die Art ihrer rhetorischen Demonstration, die den kongenialen Nachvollzug im Hörer anregen will, den Charakter der Philosophie als einer freien Wissenschaft.

Schellings Rede von der ‚Poesie in der Philosophie‘ bezieht sich aber nicht nur auf das Mitteilungs-, sondern auch auf das Darstellungsproblem der Philosophie, das die sachliche Kontingenz der Philosophie zum Absoluten betrifft. Mit ihren endlichen, begrifflichen und sprachlichen Darstellungsformen steht die Philosophie nämlich in einer scheinbar unaufhebbaren Differenz zum Absoluten. Diese „Antinomie des Absoluten und der bloß endlichen Formen“ (*SW V*, 267) kann für Schelling nur auf poetischem Wege gelöst werden. Wieder wird die ‚Poesie‘, die Vereinigungsmacht der produktiven Einbildungskraft, für Schelling zum Schlüssel für die Lösung der logisch oder dialektisch nicht mehr zu vermittelnden Kontingenz des philosophischen Wissens. Allerdings beschränkt sich die „poetische Versöhnung“ (*SW V*, 305) in seiner *Methodenlehre* von 1802 vorläufig noch auf den Bereich der akademischen Welt. Noch ist die Poesie nicht, wie das *Älteste Systemprogramm* es eigentlich geplant hatte, ‚Lehrerin der Menschheit‘. Erst im Rahmen seines *Weltalter*-Projektes wagt Schelling sich an die menschheitliche Erweiterung seines poetischen Paradigmas, das endlich zur Realisation der schon früh ersehnten ‚Mythologie der Vernunft‘ führen soll.